

Bünder, daß der amerikanische Kleinbürger (die Masse) des Entschlusses zum "Bolschewist-Arbeiter" glaubt und prompt herbeikommt — er sieht ja nur diese Arbeiter, die alle andere Klassen ausschließen, hört die Forderungen, daß die Güter und die Irrenden der Güter und die Irrenden erhalten von der ewigen Dreifaltigkeit Kapitalismus—Bolschewismus—Kirche.

Und anderswo.
Mit Herz und Seele, ja mit dem ganzen Leib bei der Politik sind die Amerikaner und die Franzosen. Ein Wahlkampf in London ist ein Wahlkampf, in dem die Gegner sind durchweg Amerikaner. Man läßt sich ausprechen, man hört zu (selbst den größten Irrsinn) und antwortet unbeeinträchtigt und ebenfalls begeistert. Politische Erziehung macht sich mit guter Kinderstube. Aber — man hat diese Schödel, ist konsequent und läßt sich nur schwer bekehren. Die Bolschewistenagitatoren können davon ein Lied singen — der Traum von Welt-u. Seebereichernden Großbritanniern jährt nun in viel zu vielen Köpfen. Und hier haben sich die Gegenkräfte hart auf hart: Nationalismus und Internationalismus. Auch hier arbeitet der Kapitalismus mit größtmöglicher Mittelkraft aus den Arbeiterbewegungen, Scheinentscheidungsfragen, ähnliches an der Tagesordnung. Man muß sich in London ein Bild von der öffentlichen Parks vor Wasser, wo dann jeder, der eine Partei oder eine Meinung oder einen Epizentrum oder einen Koloß hat, öffentlich von einer Bank oder auch nur von einer mitgeführten Kiste herunter referierend seine Meinung verlesen kann. Natürlich umringt von einem stets interessiert zuhörenden Publikum. Jeder findet es und wird gehört, ohne gestört zu werden (weder von dem Bolschewisten noch dem Publikum), gleichgültig, ob er nun Tory-Engländer mit Aufrechterhaltung oder Nationalist oder Sozialist ist. Das sind die Bolschewisten, die nicht darüber hinwegzusehen, daß auch in England, Deutschland, das Geld noch immer eine Macht hat, Presse, Öffentlichkeit und damit auch die Stimmen zu kaufen.

Das ist in Frankreich, wo das Geld rarer ist, nicht mehr so auffällig. Hier geht schon ein erbitterter Kampf um Meinungen, um Leidenschaft, mit starker Vorliebe für das Plakate und Demonstrationen. Die Arbeiter zeigen sich auf den Boulevards und singen ihre Forderungen; von den belebtesten Plakatschriften rufen ihre Forderungen zu. Die Arbeiterbewegungen. Allerdings: daneben steht das Plakat der Nationalisten (ein Botschafter mit Plakaten, welche die Nationalisten von "Deutscher Sozialdemokratie" warnen) und zeigt schon die Verwirrung mit ähnlichen deutschen Nationalisten-Plakaten. Die Nationalisten zeigen sich in Paris bei Wahlkampfeinführung in den kleinen Volkstheatern, in Varietés und kleinen Kabarettstücken, wo allgütige Kupels und gehäufte Chansons mit um die Wahlstimmen werden. Und das für das Volk, für die Partei des Volkes, für Sozialisten. (Wenn man in deutschen Varietés Wahlkämpfe hört, dann man einmal nehmen, daß sie von der Macht am Rhein und "Am Rhein" ein solches Vaterland) schwärmen ...)

Was man in Deutschland an Wahlkampfplakaten zu leisten vermag, davon haben wir ja erst in diesem Kampfe ein wenig erhebendes Bild bekommen.

Prinzen in der Reichswehr.

Ein Glanz des Wehrministeriums.
Karlsruhe, 22. Mai. (Eig. Draht.) Vor einem Jahr erschien im "Berliner Tageblatt" ein Artikel, in dem behauptet wurde, der Erprinz Johann Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha solle in die Reichswehr eingestellt werden. Da die Einstellung in Meinungen nicht möglich gewesen sei, folle der Erprinz in Donau-Offizieren eingestellt werden. Dieser Plan sei zunächst an Oberbefehlshaber des Generalstabs geprüft. Die zuständigen Stellen seien darauf geantwortet worden, den Verzugssatz unter einem Vorwand in das Heer einzuführen. Der Chef des Donauoffiziers-Bataillons habe sich jedoch gegen die Einstellung zur Wehr geäußert. Diese Mitteilung des "Berliner Tageblatts" berichtigte das Reichswehrministerium dahin, daß der Erprinz sich wohl zum Eintritt gemeldet, sich aber bei der militärischen Untersuchung ergeben habe, daß er wegen geringe Geschicklichkeit zum Dienste in der Reichswehr nicht tauglich wäre. Deshalb sei keine Einstellung unterbleiben.

Diese Berichtigung war unwohl. Der Prinz war tatsächlich trotz seiner Kurzsichtigkeit in das Bataillon Donauoffiziere eingestellt und der 5. Division in Stuttgart war mitgeteilt worden, daß der Reichswehrminister mit der Einstellung des Erprinzen als Offiziersanwärter einverstanden sei. Die Darstellung in der Berichtigung des Reichswehrministeriums den Tatsachen nicht entsprechend, ist gegen das "Berliner Tageblatt" auch keine Anklage erhoben worden. Die 5. Division ließ jedoch gegen die sozialdemokratischen Zeitungen in Singen und in Karlsruhe Klagen wegen Beleidigung erheben, weil sie die Notiz aus dem "Berliner Tageblatt" nachgedruckt hätten. Das Landgericht in Konstanz hat dieser Klage stattgegeben und das Schöffengericht hat schließlich den verantwortlichen Redakteur des "Bolschewisten" in Singen zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt. Die beim Reichsgericht eingelegte Revision wurde verworfen. Auch beim Schöffengericht in Karlsruhe hat die Staatsanwaltschaft Anklage gegen den Karlsruher "Bolschewist" in der gleichen Sache erhoben. Die Klagen sind in der Entscheidung des Appellationsgerichts abgelehnt worden, weil in dem Artikel eine Beleidigung des Kommandeurs in Donauoffizieren nicht enthalten sei. Außerdem erklärt die Strafkammer, daß es eine Heberpannung des Begriffes der pflichtgemäßen Sorgfalt sei, wenn man dem Redakteur den Ausdruck eines Artikels nach der Socklage dieses Falles als strafbare Fahrlässigkeit anrechnen wollte.

So hat der Freytag des Reichswehrministeriums gegen die sozialdemokratischen Zeitungen in Baden mit einer gründlichen Niederlage gebendet.

Frankreich und der Antikriegspakt.

Dein Blum fordert vorübergehende Antikriegsunterzeichnung.
Paris, 23. Mai. (Eig. Funken.) Der Führer der sozialistischen Partei Frankreichs, Leon Blum, fordert heute in "Populaire" nochmals, daß die französische Regierung ihre Vorbehalte gegenüber dem amerikanischen Antikriegspakt aufheben sollte. Blum ist ein Anhänger des Jagers. Seine Partei ist in fast allen Wahlen gescheitert, denn er selbst hätte keine Partei, nur einen einzigen Grund haben: Es müßten doch in gewissen französischen Bündnisverträgen Bestimmungen enthalten sein, die nicht widersprechen mit dem Kolonialkriegsbeschlüssen übereinstimmen und die infolgedessen auch gegen den Geist und gegen den Willen des Völkerrechts verstößen müßten. Er sei sich bewußt, daß er mit dieser seiner Ansicht ein amtliches Dementi hervorruft, aber das völkerrechtliche Dementi wäre nur die vorübergehende Unterzeichnung des Antikriegspaktes.

Aus dem Femesumpf der Schwarzen.

Der neue Klapproß in Stettin.

Stettin, 22. Mai. (Eig. Funken.) Im Klapproß-Prozess wurde am Montag der Angeklagte Schulz darüber verurteilt, wo er sich am Tage des Mordverbrechens an Gedichte aufgeschlagen habe. Er will sich an nichts erinnern. In die Enge getrieben, erklärt er schließlich, während der fraglichen Zeit bei seiner Braut in der Nähe von Küstlin gewesen zu sein. — Im weiteren Verlauf der Verhandlung wurden mehrere Zeugen vernommen, die an verschiedenen Fernenden beteiligt waren, sich teilweise im Zuchthaus befinden und bereits zum Tode verurteilt waren. Der ganze Femesumpf der Schwarzen Reichswehr wird nochmals entfällt. Nach der Fragekomplex der Schwarzen Reichswehr wurde eine abermalige Beleuchtung, insbesondere auch der Küstliner Bulle.

Der Zeuge Freiher von Soden macht Angaben über die Teilnahme der Schwarzen Reichswehr an dem Prozeß. Der militärische Oberbefehlshaber Oberst v. Hammerstein wünschte zu erfahren, wer den Bulle in der Zuchthaus von Spandau dirigiert habe. Der Zeuge Buchrunder erklärte, daß er die Leute nach Spandau herbeiführte, allerdings mit Wissen des Reichswehrkommandos. Auch Schulz ist an den Vorbereitungen beteiligt gewesen. Oberst v. Hammerstein ließ bemerken: "Hier werden Reimebe gehalten". Daraufhin machte sich Buchrunder gegen den Sodenstrich an. Hammerstein mit den Worten: "Ich habe das Wehrkommando nicht hinterlassen und auch keine geistlichen Befehlsbefehle erteilt". Hammerstein forderte das Gericht auf, diese Äußerung Buchruders zu protokollieren, da sie ein Gegenstand eines Wehrvertrages gegen Buchrunder werden könnte. Als Hammerstein dem Zeugen Buchrunder Bruch des Ehrenwortes vorwarf, schloß dieser mit der Faust auf den Jugenstirn und erklärte, daß dieser Ehrenhandel Gegenstand einer ehrengerichtlichen Sitzung gewesen sei, in der er vom Reichspräsidenten Hindenburg begnadigt worden sei.

Zwei Angehörige der Schwarzen Reichswehr, die Zeugen Friedrich und Schulz, sind außerdem sehr belastend über den Angeklagten Klapproß. Danach soll dieser den Zeugen angebrocht haben, daß ein Schuß in den Hinterkopf genügen, um diejenigen ruhig zu machen, die nicht perieren.

Ein neuer Zusammenstoß.

Stettin, 22. Mai. Die Dienst-Verhandlung im Klapproß-Prozess begann mit einem Zusammenstoß zwischen dem militärischen Oberbefehlshaber Oberst v. Hammerstein und dem Zeugen Major a. D. Buchrunder, der sich gegen den am Montag von Oberst v. Hammerstein erhobenen Vorwurf des Wehrvertrages

des Vorwurfs verwehrt. Oberst von Hammerstein erklärte dazu, daß ihn die Entdeckung des Prozeßes dazu zwang, volle Klärung zu verlangen, um die politisch bösartig verunglückte Atmosphäre aus dem Meer und einem großen Teile des Volkes zu entgiften. Gegen die Aussagen Buchruders stünden die eblenden Aussagen mehrerer anderer Offiziere des Heeres. Falls Buchrunder Recht habe, so würde das Heer die Konsequenzen ziehen, falls nicht so müßte er die Folgen tragen. Nach amtlicher Kenntnis des Oberbefehlshabers habe Buchrunder jedoch nicht Recht. Ob Buchrunder falsch geschworen habe oder geistlich nicht mehr in der Lage sei, falsch und richtig zu unterscheiden, habe das Gericht zu entscheiden.

Oberst von Hammerstein gibt dann der Ansicht Ausdruck, daß Buchrunder heute noch genau so wirr wie im Jahre 1923 und befragt, Buchrunder auf seinen geistlichen Zustand zu untersuchen. Rechtsanwältin Aubergene stellt daraufhin den Beweisanspruch, folgende Fragen zu klären: 1. ob bei dem geheimen Abwehrvertragsabkommen die Selbsthilfe der Mannschaften gegenüber Verrätern befristet war; 2. ob eine Anstiftungsbeihilfe des Angeklagten Schulz zu gemeldet überhaupt vorliegt; 3. ob bei der Verantwortlichkeit des Angeklagten ein Anstiftungsbeihilfe vorliegen habe. Die Verhandlung besteht die erste Frage und beruht die beiden letzten, und zwar seien die sogenannten Fernenden nicht von oben befohlen worden, sondern aus der Wille der Mannschaften heraus erwachsen. Im Falle Blums sowohl wie im Falle Brauer sei Schulz untauglich. Sein Todesurteil sei auf fragwürdigen Indizien beruhender Justizurteil. Schließlich beantragt die Verteidigung die Ladung einer großen Anzahl von Zeugen, was die Wiederentrollung der früheren Fernemordprozesse bedeuten würde.

Der militärische Oberbefehlshaber Oberst von Hammerstein gibt dann ein Gutachten über die Schwarze Reichswehr ab, in dem, wie er sagt, die Angriffe auf die Reichswehr nach zu erkennen. Von Hammerstein erklärt, die Angehörigen der Schwarzen Reichswehr seien trotz ihrer Unfälle keine Soldaten, sondern Zivilangestellte gewesen. Wohl hatten sie sich als Soldaten fühlen können. Dieser Vorgang sei durch die Unrechtheit der unteren Dienststellen geschehen worden. Die Führer der Arbeitskommission seien mit Buchrunder zu geheimen hochverräterischen Dingen verbunden gewesen. Die Reichswehrdienststellen hätten von diesen hochverräterischen Dingen nichts gewußt. Aus dieser Unrechtheit Buchruders und der Führer der Arbeitskommission gegen die Dienststellen des Heeres ergebe sich der Vorgang, die wären Soldaten und ergebe sich mehr der Zugang zu besonderen illegalen Schutz gegen Verrat, den man jetzt die Feme begehrt.

Kommunistentheater im Stadtparlament.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funken.) In der Diensttagung der Berliner Stadtparlamentarversammlung lösbung der kommunalistische Stadtparlamentar Lang mit hochpochenen Arme eine mit einem Trauerfeier versehen halberbrannte schwarzweisse Fahne und wandte sich zu den Deutschnationalen mit den Worten: "Haltet fest am Gebell". Dann legte er die Fahne auf den Tisch des Stadtparlamentarpräsidenten nieder, der sie sofort entfernen ließ. Später verließen die Kommunisten, die Fahne an einer anderen Stelle des Sitzungssaales anzubringen. Sie wurden daran von Deutschnationalen und Bolschewisten gebindert.

Das Urteil gegen die Fromada.

Wargau, 22. Mai. In dem großen politischen Prozeß gegen die wehrpflichtige revolutionäre Organisation Fromada wurde am Dienstag das Urteil gefällt. Von den 56 Angeklagten wurden 37 wegen Landesverrats oder Spionage zu Zuchthausstrafen von 3 bis 12 Jahren verurteilt. Am nächsten wurden 4 frühere wehrpflichtige Angeordnete zum politischen Selbst befreit. Dagegen sind 3 der von der politischen nationalistischen Presse am heftigsten angegriffenen Führer der Fromada, der erzbischofliche Hofkaplan, der Gymnasialdirektor Hofmann und der feinerzeit in Verbindung mit den deutschen Befehlstruppen getretene Vertrauensmann der deutschen Seeresektion, Sublieutenant, sowie 17 andere Angeklagte freigesprochen worden.

Ischangtschin räumt Krieg.

London, 22. Mai. (Eig. Draht.) Der General der chinesischen Nordarmee Tschangtschin hat nie aus Peking gemeldet wird — der japanischen Regierung inoffiziell mitgeteilt, daß er sich nach Wuchow zurückzuziehen beabsichtige. Ischangtschin frucht gleichgültig an, ob Japan bereit wäre, die Nationalisten in einer Einstellung ihrer Vormarsches zu veranlassen, bis er mit seinen Truppen Peking geräumt habe. Die japanische Regierung hat durch ihren Generalstab in Peking antworten lassen, daß Japan nicht in der Lage wäre, sich außerhalb der Mandchurei in die inneren Verhältnisse in China einzumischen.

Aus der Partei.

Die Befehung Friedrich Brühnes.

Frankfurt a. M., 22. Mai. In der Trauerhalle des Frankfurter Krematoriums fand am Dienstag nachmittag eine feierliche und erregende Trauerfeier für Friedrich Brühne statt. Die Bahre mit dem roten Banner der Sozialdemokraten war übergipfelt mit Blumen und Kränzen, gemittelt von den vielen Organisationen, in deren Arbeit und für deren Ziele das Leben des Verstorbenen reaktionslos aufgegangen war. Für den Parteivorstand sprach der Parteivorstand Dito Wels. Er fand herrliche und die große Anerkennung die bewegende Worte des Zentes und der Anerkennung für das unerschütterliche Willens und gegenwärtige Lebenswerk Friedrich Brühnes, der das Ideal eines sozialistischen Kampfers geworden ist, herausragend aus der Zeit des Sozialistengesetzes und nie erschrocken in unferer Lage. Im Namen der Partei und der sozialistischen Arbeiterbewegung gab Dito Wels Zeugnis von der Treue und Sozialfähigkeit des Toten und seiner Lebensgenossin, die ihm allezeit sorgend und hilfsbereit zur Seite stand und ihn jetzt zur letzten Ruhe begleitete. Im Auftrage der Kontrollkommission sprach Ereny Bore der Trauer und des Dantes. Es folgte Bürgermeister Graf-Frankfurt, der dem Toten den letzten Gruß der Begräbnisorganisationen jurei. Generalkommission, Berufsorganisationen, Vereine und Korporationen lösten dann einander ab, um sich mit Worten und Kränzen von dem Toten zu verabschieden.

Arbeiterkreise sangen von dem Sohn des Volkes, und dann stellten sich die Söhne. Das Herlich war von Friedrich Brühne, fast in die Tiefe. Das war einer unserer Tapfersten und Besten, dem die Voraussetzungen des Sieges am 20. Mai die letzten Lebensjahre erhellten hatten.

Justizkomödie im Donezgebiet.

Der Verlauf des Schlichtungsprozesses hat bisher alle pessimistischen Voraussetzungen über diesen Landeszweig bestätigt. Die Verhandlungen stehen vollkommen unter dem politischen Druck der bolschewistischen Parteiorganisationen und ihrer Parteiführer. Sie verlangen jetzt ein hartes Urteil. Die Rechte der Verteidigung der Angeklagten werden in einer Weise geschmälert, die man nicht gipfeln kann. Die ganz sichere Aufrechterhaltung des Prozesses scheint überhaupt eine objektive Feststellung des Sachverhalts nahezu aus. Die drei deutschen Angeklagten scheinen offenbar zu den am wenigsten belasteten Personen. Zwei von ihnen, Dito Weger, bestritten jede Schuld, der dritte, Badtzieber, hat in einer sehr seltsamen Form Mißstände technischer Art zugegeben, aber jede politische Tendenz bestritten. Weger Wert im übrigen den bestmöglichen Aussagen einiger Zeugen und Angeklagten beizumessen ist, läßt sich daraus erkennen, daß die Verteidigung — natürlich nachteilig — den Antrag gestellt hat, die beiden Hauptzeugen aus ihren Zeugnissen auszuschließen und unter ihnen zu lassen. Ein Teil des Prozeßes soll nicht öffentlich verhandelt werden. Offenbar handelt es sich hierbei um die in der Anlage enthaltenen Anschuldigungen gegen politische und französische Antifaschisten. Eine derartige Rücksichtnahme auf internationale Beziehungen ist sicherlich vom Standpunkt der Sowjetunion aus vernünftig und lobenswert. Umgekehrt muß es überflüssig, daß von einer Rücksicht auf die deutsch-russischen Beziehungen an maßgebenden russischen Stellen und in der Öffentlichkeit nach wie vor nichts zu merken ist. Es hat maudmal geradezu den Anschein, als ob man in Moskau die Prüfung des Verhältnisses zu Deutschland heute und morgen. Wenn der Prozeß im ganzen so verläuft wie es begehren hat, so kann man in dieser Hinsicht nur sehr pessimistisch in die Zukunft blicken.

Riga, 22. Mai. (Eig. Draht.) Der Deutsche Metallarbeiterverband hat im Donezprozeß beantragt, den Rechtsanwält Wunde als Verteidiger Weiers anzuerkennen. Das Gericht lehnte diesen Antrag ab, weil die Anwälte der Angeklagten genügend geschützt seien.

Der 11. August Nationalfeiertag.

Der Geschäftsrangordnungsausschuß des Reichsrats stimmte am Dienstag dem preussischen Antrag zur Erhebung des Verfallungstages zum Nationalfeiertag zu. Die Vollversammlung des Reichsrats dürfte den Antrag nunmehr am Donnerstag endgültig beschließen. In einer seiner ersten Sitzungen wird sich dann der neue Reichstag mit der Frage zu befassen haben.

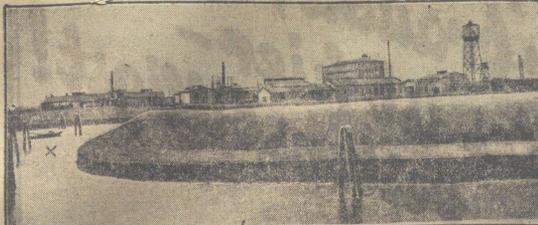
Wie herrlich lebt ein Ständesherr!

Münster, 22. Mai. Das Landgericht Münster hat sich ausgedrückt, einen Tag nach den Wahlen in dem Aufwärtungsprozeß der drei Ständesherrn Herzog von Arenberg, Fürst von Salm-Salm und Fürst Salm-Horstmar, im Sinne der Kläger für eine 40prozentige Aufwärtung der Staatsrenten entschieden. Die fünfjährigen Herren würden danach Beiträge von insgesamt rund 200.000 M erhalten. Der neue Reichstag wird diesen Standesstand durch ein entsprechendes Gesetz über die Abfindung der Ständesherrn gleichmäßig ein Ende machen müssen. Das Zentrum hat ein derartiges Gesetz bisher immer nur verprochen; die Sozialdemokratie wird es nunmehr nochmals mit Nachdruck fordern. Das Zentrum hat dann Gelegenheit, endlich Farbe zu bekennen.

Rücktritt der griechischen Regierung.

Benizelos wieder auf der politischen Bühne.
Berlin, 23. Mai. (Eig. Funken.) Die griechische Regierung ist am Dienstag zurückgetreten. Es verläutet, daß Benizelos das neue Kabinett bilden wird. Er scheint jedenfalls beiträgt, unter allen Umständen wieder aktiv in die griechische Politik einzutreten zu wollen.

Die Hamburger Giftgas-Katastrophe.



Dieses Bild auf das Gelände der chemischen Fabrik Stolzenberg. Links das Boot (X), in dem zwei abgungelohene Arbeiter die ersten Todesopfer der unsichtbar dahinschleichenden Giftwolke wurden. Rechts das spritzschleudende Ballistikgeschütz. Links im Hintergrund einige mit Phosgen gasgefüllte Flaschen.



11 Todesopfer.

Die Hamburger Giftgas-Katastrophe hat bisher 11 Todesopfer gefordert. Von den mehr als 100 im Zusammenhang mit der Katastrophe verunglückten Personen scheint noch ein Teil in Lebensgefahr.

Die vergaste Weltstadt.

Was den Städten in einem Zukunfts-krieg bevorsteht . . .

Giftgase über Hamburg! Dieser Schreckensruf durchdrang sich mit Witterungswellen in der Millionenstadt. Aber schon hatte die furchtbare unheimliche Macht, die man moderne Giftgase nennt, sich langsam und widerlich über den Hamburger Hafen und die Gegend Wilhelmshagen herangewälgt, Tod und Verderben vorbereitet. Abgungelohene Soldaten wurden von dem Phosgen, dem gefährlichsten aller Giftgase, überdeckt, und im Nu waren sie die Opfer dieser unheimlichen Giftwolke. 11 Todesopfer sind bereits zu beklagen und mehr als 100 Menschen liegen unter schweren Verätzungserscheinungen da.

Es muß als ein seltsames Bild im Luftraum beschrien werden, daß zu der Zeit der Explosion, die die Giftgase zum Entweichen brachte, Regen einsetzte, durch den die verpesternde Wirkung stark abgeschwächt wurde. Denn Feuchtigkeit jeder Art, nicht nur Regen, tötet den besten Schutz gegen Phosgenvergiftungen. Auch die Windrichtung, durch die die Giftgaswolken nach der Bismarckstraße getrieben wurden, veränderte weiteres Unglück. Die Schuldfrage wird erst noch genau zu prüfen sein. Verheerende, hier düstere Dinge werden da ihre Ausführung finden müssen.

Woher stammt das gefährliche Phosgen?

Ob es noch ein Restbestand aus der Kriegszeit oder hat es die Firma Dr. Hugo Stolzenberg, die sich in Konturs befindet, und bei der der Gasstiefel erprobt ist, sich auf ungeschicklichem Wege in den Besitz dieses gefährlichen aller Gases gesetzt? Sind alle Vorkehrungsmaßnahmen, die für die Aufbewahrung und Fabrikation von Gift- und Explosionsstoffen getroffen sind, getroffen worden? Und schließlich, was wird man tun müssen, um für die Zukunft ein ähnliches Unglück zu vermeiden?

Vielleicht sind die Opfer nicht umjont geblieben! Mit unheimlicher Eindringlichkeit hat das Hamburger Unglück die

Schrecken eines zukünftigen Krieges

uns vor Augen geführt. Es gibt keinen Militärfachverständigen vom Rang, der nicht offen eingestehen würde, daß der künftige Krieg mit chemischen Mitteln, das heißt also mit Giftgasen, ausgetümpelt wird. Flugzeuggeschwader können wehrlose Städte überfallen und in dem Bruchteil einer Stunde Tod und Verderben bringen.

Was ist Phosgen?

Es ist eine Phosphorverbindung, die in ihrer Wirkung zu den furchtbarsten Verbindungen gehört, die die chemische Wissenschaft bisher gefunden hat. Ein halbes Gramm Phosgen genügt, um pro Kubikmeter Luft einen Menschen, der diese Mischung nur eine Minute einatmet, unfehlbar zu töten. Die Menschen sterben unter schweren Erstickungs- und Vergiftungserscheinungen. Im Kriege wurde Phosgen für die berichtigten Gelbkreuzgeschiffe verwendet. Heute ist Phosgen noch für gewisse chemische Farbstoffverbindungen unentbehrlich, aber es wird nur in ganz minimalen Mengen aufgeschichtet und verwendet, und unter Einhaltung aller nur denkbaren Vorkehrungsmaßnahmen aufbewahrt. Auf jeden Fall ist es ein gefährliches Gift, die Schuldfrage eingehend zu prüfen. Bedeutende Berliner Chemiker sind nach Hamburg gekommen, um den Sachverhalt zu untersuchen und um die Gefahren abzuklären. Daß sich der Bevölkerung begreiflicherweise eine große Besorgnis bemächtigt hat, ist nicht wunderzunehmen, aber gleichzeitig kann mit aller Entschiedenheit behauptet werden, daß dieser Fall einzig dastehend ist und daß ein Grund zur Besorgnis nicht vorliegt.

Die Giftgase sind in ihrer Wirkung verschieden. Zu den erstickendsten Gasen gehören Chlor, das die Schleimhäute heftig angreift, es ist zweieinhalbmal schwerer als die Luft und hält sich am Boden. Schwefeldioxid erkennt man daran, daß es bei Berührung mit Wasser die Pflanzenstoffe zerstört. Dabei erhält sich ein mit ihm angereicherter Gasantrieb die gesamte Vegetation ein geistliches Ansehen. Erstickend und Krämpfe erzeugend

wirken Phosgen und Ammoniak, ferner Chlorstickstoff, Säuremethoxyester, eine kochende Gase, die Chloräthyl. Ganz giftig ist in seiner Wirkung ferner gasförmiger Phosphormonoxid (Phosphin). In den letzten Kriegsjahren wurde auf beiden Seiten besonders Senfgas verwendet und die furchtbare giftige Blausäure.

Die Gasleferantin Sowjetrußlands.

Das Hamburger Gasunglück wird von den Staatsmännern in der bei ihnen üblichen politischen Weise ausgelegt. Wer die Kommunisten kommunisierter Blätter liest, sollte glauben, daß die Kommunisten — edle Menschenfreunde, wie sie sind — die schärfsten Gegner des Giftgaskrieges wären. Aber sie hätten gerade im vorliegenden Falle alle Ursache, recht bescheiden zu sein.

Auf Grund unüberlegter Zeugnisse und Dokumente steht fest, daß die Fabrik Stolzenberg, der Herd des Unglücks, jahrelang die Giftgasleferantin Sowjetrußlands gewesen ist. In den Jahren 1923-24 hat die Fabrik Stolzenberg deutsche Ingenieure und Arbeiter nach Rußland entsendet, die in Troitz (Gouvernement Samara) eine eigene Giftgasfabrik in Troitz gebildet hatten. Zum Betriebe dieser Giftgasfabrik in Troitz gehörte namentlich auch die Herstellung von Phosgen, also des gleichen Giftstoffes, dessen furchtbare Wirkungen jetzt im Umlandgebiet zu Tage treten. Bei den explodierten Mengen handelt es sich wahrscheinlich um Borziele, die aus der Zeit der Verbindung zwischen Stolzenberg und der Sowjetunion zurückzuführen sind. Hinter Stolzenberg stand damals finanziell die „Gesellschaft“ „Wies“, später „Wies“ (Wirtschaftsfont), jene Gesellschaft, deren Reichsvereinerziehungen schon im Dezember 1926 von dem Abgeordneten Scheide mann im Reichstag und dem Abgeordneten Kattner im Preussischen Landtag angegriffen wurden.

Charakteristisch ist, daß die kommunistische Presse die Verbindung Stolzenberg — Gesa — Stolzenberg — Sowjetrußland jetzt als „Schwindel“ abtun möchte, während im Dezember 1926 der Führer der kommunistischen Landtagsfraktion, Wilhelm Pieck, nach anfänglichen Zweigen in einer Erklärung die Existenz dieser Verbindung ausdrücklich zugegeben hat!

Kleine Chronik.

Die Polarflieger Wilkins und Giffon in Berlin.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Die amerikanischen Polarflieger Hauptmann Wilkins und Leutnant Giffon werden nach einem kurzen Aufenthalt in Oslo und Kopenhagen am 30. Mai in Berlin erwartet. Hier soll ihnen ein würdiger Empfang bereitet werden. U. a. ist ein Empfang beim Reichspräsidenten vorgesehen. Am 1. Juni sollen die beiden Flieger Gäste der Stadt Berlin sein.

Rückkehr der Amerikaflieger mit dem Dampfer Columbus.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Die deutschen Ozeanflieger werden voraussichtlich am 9. Juni an Bord des deutschen Dampfers „Columbus“ nach Newport aus ihrer Heimfahrt antreten. Ein Rückflug mit der „Europa“ kommt nach einer Erklärung der Flieger nicht in Frage.

Bilderfälschungen großen Stils.

Frankfurt a. M., 22. Mai. In Frankfurt a. M. wurde ein Haus mit geschätzten Bildern entdeckt. Seit einiger Zeit hat es den Käuferländern auf, daß eine große Zahl von Gemälden, besonders von Meissner des 19. Jahrhunderts, aus Frankfurt a. M. auf den Markt kamen und zu hohen Preisen verkauft wurden. Das Bildergeschäft nahm einen solchen Umfang an, daß von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Städten die Polizei auf die Verkäufer aufmerksam gemacht wurde. Die erfolgten Nachforschungen führten zu der Feststellung, daß es sich hier um Bilderfälschungen großen Stils handelte. Sie sind von einem unbedeutenden Maler hergestellt und durch einen früheren Angehörigen einer Kunsthandlung auf den Markt gekommen. Die Kriminalpolizei verhaftete am Dienstag den Maler und den Händler. Mit weiteren Beschuldigungen ist zu rechnen. Sehr wahrscheinlich spielt die Angelegenheit auch noch nach anderen deutschen Städten, besonders nach Köln und München.

Expresstren Berlin-Wien der Luftbahn.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Ab 30. Mai wird die deutsche Luftbahn einen regelmäßigen Expresstren Berlin-Wien durchführen. Das Flugzeug, das Berlin in 4½ Stunden erreichen soll, steigt am frühen Morgen von Wien, so daß der Anflug nach der Zustiegsbindung Wien-Wien-Köln übergestellt wird. Das Flugzeug, das 12 Personen befördern kann, ist so eingerichtet, daß eine Verpflegung der Passagiere während des Fluges möglich ist.

Beim Rettungsversuch ertrunken.

London, 22. Mai. (Eig. Draht.). Der Präsidentschaftskandidat der amerikanischen Sozialisten im Jahre 1924 Frank E. Johnson ist bei dem Versuch, einen im Meer gesunkenen Knaben zu retten, im Stillenland Oregon ertrunken.

Der erste deutsche Flieger.

Zum 80. Geburtstag Ollenhals.



Otto Ollenhals.

Der kühne Pionier des Flugwesens, wurde vor achtzig Jahren, am 23. Mai 1848 in Kitzum geboren. Seine von 1889 an unternommenen Fliegerversuche waren für die Entwicklung des Flugwesens von größter Bedeutung. Am 9. August 1896 kam er in Berlin-Lichterfelde zum tödlichen Sturz.

Blutbad in Berlin.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Die Berliner Kriminalpolizei wurde am Dienstag abend nach dem Hause Schmiedestraße 5 gerufen, wo der Arbeiter Gogol mit einem Schuß in der Brust bewußtlos aufgefunden worden war. Die polizeilichen Ermittlungen ergaben, daß ein Gesetzwidriger aus demselben Hause im Verlauf eines Streites auf einen Mollereibehälter einen Schuß abgegeben hatte, der feldig und den unbetriebligen Gogol traf. Er wurde in hoffnungslosigen Zustande ins Krankenhaus gebracht. Der Täter wurde verhaftet.

Ein Millionendiebstahl wurde in der Nacht zum Montag im Brauer Nationalklub verübt. Bis jetzt unbekanntes Diebe entwendeten etwa 300 Gold- und Silberstücke. Deren Metallwert schätzungsweise 1½ Millionen Mark betrug. Der Dieb wurde erst in den Morgenstunden entdeckt. Des Diebes wurde sofort von Detektiven umstellt. Des Diebes waren jedoch bereits verschwunden. Die Glaskasse, die die Beiträge, die die geraubten Gegenstände enthielten, waren tüchtig zerstört herabgeworfen, so daß der Wächter bei flüchtigen Hinsehen nichts Verdächtigendes wahrnehmen konnte. Die Diebe arbeiteten in Handjungen vollkommen geräuschlos.

Grubenkatastrophe in Amerika.

Fast 200 Opfer der Bergwerkskatastrophe in Pennsylvania. London, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Die Zahl der Opfer bei der Explosion in dem amerikanischen Bergwerkwert aus Leben gekommenen Personen beziffert sich auf circa 82. Die noch Vermissten 115 Mann dürften ebenfalls zum Leben gekommen werden.

Protestmarsch eines Wohnungsgesellen. In Paris trat die Familie eines Wohnungsgesellen aus Nizza ein, der von der Behörde seines Heimatsortes aus der Wohnung ausgewiesen war. Die Familie hatte den Weg von Nizza nach Paris in 93 Tagen zu Fuß zurückgelegt, um damit wirkungsvoller gegen den Ausweisungsbefehl protestieren zu können. Die Frau begleitete ihren Mann zu Fuß. Beide führten ihre Kinder im Alter von drei Monaten und 1½ Jahren in einem kleinen Wagen mit sich. Unterwegs sammelte der Sozialdemokrat zahlreiche Protestunterschriften, die er dem Justizminister vorlegen will.

Schreckensfall einer Mutter. In Tallahatchee bei Vierzehner tödete die Ehefrau des Monteurs Franz Biot ihre beiden Kinder, einen siebenjährigen Jungen und ein vierjähriges Mädchen, indem sie ihnen die Halskugeln und Pulsadern durchschnitt. Darauf brachte sich die Mutter selbst mehrere Schüsse an die Kehle und den Hals ab. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht und ist dort ihren Verletzungen erlegen. Der Grund zu der Tat lag in Familienzwistigkeiten zu liegen sein.

Hoffenstimmung im Fall Csongor. In dem Strafverfahren gegen den Farmer Langost wegen des Attentats auf den Vizepräsidenten des Berliner Reichsparteitagessammes war vor einiger Zeit der Kaufmann Loos aus Jemeln wegen des Verdachtes der Beihilfe verhaftet worden. Loos ist jetzt gegen eine Sicherheit von 1000 Mark auf freien Fuß gesetzt worden.

Ein Anstößiger tötet ein Mensch. In den Dorfe Polanow in der Provinz Larragona (Spanien) wurde eine furchtbare Mordtat verübt. Ein Bauerndiener tötete eine Gruppe von Knaben und Mädchen zu einer angeblichen Laubjagd auf das freie Feld und gab dann aus einer Doppelflinte zahlreiche Schüsse auf sie ab, durch die sieben Kinder getötet wurden. Nachdem er die Leichen unter einer Strohhütte verdeckt hatte, machte er Jagd auf die übrigen Kinder und verwundete sechs schwer. Der Mörder eilte darauf querfeldein und ergiff unterwegs ein anderes Kind, dessen Leiche er unter Strauchwerk verberg. Ans Dorf zurückgekehrt, brang er in den Hof eines Hauses ein und erhäng eine Frau. Eine andere Frau und ein kleines Mädchen verwundete er durch Schüsse und tötete sie dann durch Hiebe mit einem Beil. Aus dem Fenster des Hauses schoss er auf die herbeigeeilte Menge und verwundete sechs Personen schwer. Auch dieser Mörder verhielt sich wie ein Mörder juris.

Brandkatastrophe auf dem Dnjepr-Dampfer Isoski.

Berlin, 23. Mai. (Eig. Funtm.). Aus Moskau wird gemeldet, daß auf dem Dampfer Isoski während einer Fahrt auf dem Dnjepr ein Brand ausbrach, dem 19 Personen zum Opfer fielen.

Der Abend

Nr. 21.

Donnerstag, den 24. Mai 1928.

10. Jahrgang.

Das Atelierfest.

Humoreske von Carl Otto Bindeker.

Freddy war Maler. Freddy war Bohemien. Das heißt: seine bemalte Leinwand kaufte höchstens noch ein bezechter Provinzler, — in der Stadt dagegen war sein Kredit nahezu erschöpft.

Als Freddy sich eines Tages erinnerte, daß er in einer Woche die Wiederkehr seines Geburtstages zu feiern habe, hatte er in den vergangenen drei Tagen gerade getrunken und 10 billige Zigaretten konsumiert. Aber diese Tatsache bedrückte ihn im Augenblick weniger, als der Gedanke an das kommende Wiegenfest. Die Depression des ungefüllten Wagens überwindend, rettete er sich in einen gloriosen Gedanken hinein.

Schon früh am nächsten Morgen sah er bereits auf dem Plüschsofa eines kleinen Cafehauses eines Stadtbezirks, wohn noch keine Kenntnis seiner Existenz gedungen war. Zuverlässig bestellt er eine große Portion „Melnage“, 10 englische Zigaretten, und das umfangreiche Adreßbuch der Stadt. So begab er sich an die Ausführung der ersten Etappe seines Plans.

Lange Zeit konnte ihn der schlaftrüge Kellner beobachten, wie er rafflos, den Finger der einen Hand über die Reihen der Namen gleiten, auf einen Zettel Notizen machte, Adressen und Namen vermerkte. Erst in der Mittagzeit klappte er endlich das Verzeichnis zu, — und gestand dem höflichen Kellner dann den völligen Mangel jeglicher Barmittel. Wenige Sekunden später schloß sich hinter ihm die Tür des Cafehauses.

In den nächsten Tagen sah man Freddy sehr viel auf der Straße. Unter dem Arm trug er eine geheimnisvolle Mappe, in der Hand den bekannten Zettel mit Adressen. Seine Freunde hätten gern auf einen Vertreterposten getippt, wenn Freddy's Gesicht nicht gar so vergnügt ausgesehen hätte. Außerdem hatte er sie alle zur Feier seines Geburtstages eingeladen. So wollten sie es nicht mit ihm verderben. —

Freddy ging also strahelnd, strahlend, treppauf, treppab. Sein Zettel gab ihm die nötigen Direktiven. Einmal klingelte er an der Türschelle des Parterres, einmal an der des vierten, dritten oder ersten Stockwerks. Beim Rentier Baraillon, beim Herrn Steuer-einnehmer Policard, beim Bürovorsteher Binnot, oder dem alten Leutnant Savary. Beim Schneider X und beim Konditor Y wollte es aber der Zufall, daß ihm Madame einmal öffnete, so entschuldigte er sich in liebenswürdiger Weise und zog sich zurück. Traf er es aber, daß Monsieur in Schlafrock und bequemen Hausschuhen zur Türe heraustrat, so wurde die Begrüßung herzlich, die Stimme laut zu einem bedeutsamen Flüstern herab.

„Und dann“ so schloß meist die Rede, „darf ich noch um eine kleine Beistuer bitten, — zur Hebung der Stimmung. — Sie verstehen, — bitte ganz wie sie wollen, — ich darf mich aber darauf verlassen?“ Und bei achtundzwanzig und dreißig Fällen schüttelte man Freddy ertrot die Hand, — trug seinen Namen in die Liste ein, die mit wohlklingenden Namen reichlich gespickt war. —

Fünf Tage waren mit diesen geheimnisvollen Vorbereitungen bereits vergangen, als Freddy endlich ernstlich daran dachte, die letzte Etappe seines Plans in Angriff zu nehmen.

Am Sonntag war sein Geburtstag. Am Freitag Morgen erschienen Freddy bei Margot; die gerade Besuch hatte. Er bat sie auf die Treppe hinaus und entwickelte ihr seine Idee. Aber sie tippte nur in bezeichnender Weise an ihre Stirn und entließ ihn ziemlich unanft. Vielleicht drängt sie auch der Besuch der „Tante“ aus der Provinz zu dieser raschen Abfertigung.

Bei Nelly und Ninni ging es ihm ähnlich. Nur, das Nelly ihn auslachte, und Ninni ihn garnicht empfing. Aber auch hier hing ein schwarzer Paletot am Kleiderständer.

Bedrückt schlich Freddy durch die Straßen, als ihm Toto einsiel. Toto die kleine Kollegin mit dem blonden Wuschelhaar.

Wäre es ihm möglich gewesen die 78 Stufen zu Totos „Atelier“ mit einem Satz zu überwinden, er hätte es getan. Toto war seine letzte Hoffnung — der letzte Ausweg.

Toto empfing ihn im Bett. Das war ihr Lieblingsaufenthalt. Als sie Freddy bemerkte, begann sie zu weinen.

„Denke Dir!“ schluchzte sie, „Marcel der Schuh, hat mir den Abschied gegeben!“

„Aber das ist ja ganz famos!“ rief Freddy, — aber er besann sich sogleich. „Sei nicht böse, Toto“, sagte er, ihre Hand küssend. Und mit dem Redetalent eines Versicherungsgenossen begann er ihr seinen Plan auseinander zu legen.

Toto war entzückt. Sie vergaß ihre Tränen und ihr etwas bedenkliches Exterieur, sprang aus dem Bett und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Freddy schob diese Tatsache Marcel's Abschiedsbrief zu und ließ es sich gefallen. —

So kam denn der erwartete Samstag heran. In Hemdärmeln stand Freddy im vorderen Teil seines Ateliers. Der übrige Teil war durch einen dichten, verchossenen grünen Vorhang abgeteilt, mit dem ihm Madeleine, die Tochter des Conserge ausgeholfen hatte.

Freddy stand und dirigierte. In der Linken hielt er die Liste der eingetragenen Gäste, in der Rechten einen Bleistift. Dienstbote auf Dienstbote kam und ging. Das Dienstmädchen des Apothekers Dupont kam mit einem Korb voll Delikatessen. Leutnant Savary schickte einen Lohnkutscher mit kaltem Braten und vier Kisten Zigarren. Rentier Baraillon ließ durch einen Lagometerchauffeur zwei Kisten Wein bringen. Gepäckträger und Messengerbuben gaben sich die Türklinte in die Hand. Von den 28 Vorgemerkten hatten sich um 5 Uhr 25 ihrer Verpflichtung entledigt. Um 8 Uhr erwartete Freddy die Gäste zum Atelierfest.

Um sechs Uhr kam Toto. Lustig und munter. Sie hatte Marcel getroffen und ihm nun ihrerseits ebenfalls den Abschied gegeben. Das war sie ihrer Eitelkeit verpflichtet gewesen. Um sieben einhalb Uhr endlich kam Madeleine, die Tochter des Conserge mit ihrem drei Wochen alten Kindchen, dessen Vater die Gerichte wegen der Beteiligung vergeblich ausfindig zu machen suchten.

Als um 7/8 Uhr der erste Gast, — der Leutnant Savary — in Cut und roter Krawatte an die Tür pochte, öffnete Madeleine in bescheidenem weißem Häubchen und tief bekollierten Abendkleid Totos. Dem Leutnant ließ das Wasser im Mund zusammenfließen.

Um halb neun Uhr waren 24 der geladenen Gäste versammelt. Voller Erwartung voller Neugierde, voller mühsam gesammelten Spiritus. Noch war der Vorhang geschlossen.

Um dreiviertel auf neun Uhr aber schrillte ein entsetzlicher Schrei durch das ganze Haus. Ein grauenerregender Schrei der das Blut gefrieren machte.

Madeleine verschwand sofort hinter dem Vorhang. Die entsetzten Gäste hörten ein Wimmern verklingen. — Wasser plätscherte sanft, — und dann — was war das — dann schrie leise ein ganz kleines Kind.

In diesem Augenblick erschien Freddy vor dem Vorhang. Er hatte seinen Rock angezogen und zeigte ein tobendstes Gesicht.

„Meine lieben Gäste!“ sagte er mit tonloser Stimme, „ich sehe mich gezwungen, Ihnen ein freudiges Ereignis mitzuteilen. Meine Frau ist soeben eines gesunden kräftigen Jungen genesen!“

Ein Murmeln ging durch die Versammlung. Man nahm die Hüte. Man drückte Freddy schweigend die Hand — und ging.

Als sich die Tür hinter dem letzten braven Bürger schloß, — es war der Leutnant Savary — riß Toto mit einem Jubelschrei den Vorhang auseinander. — Madeleine trank bereits das siebente Glas Wein. Ihr Kind schlief schon wieder in Freddy's Bett.

Am nächsten Abend feierten Freddy's Freunde das fällige Geburtstagsfest.

Am Spieltisch.

Von Franz Molnar.

„Ich hatte einen Freund — ich nenne nicht seinen Namen — einen Hularenoberleutnant, mit dem ich zusammen wohnte, in einem Zimmer. Der begann mir auch schon zuzureden, daß ich mich versehen lassen soll, als die Katastrophe erfolgte.“

Bei dem Wort Katastrophe verzerrte sich sein Gesicht ein wenig. Es war eine bittere, und höhnische, in einem Lächeln sich auflösende Grimasse.

„Trinke“, sagte er, „heut kommt das Eigentliche.“

Ich trank und lauschte.

„Dieser Oberleutnant“, fuhr er fort, „mit dem ich zusammen wohnte, war der sympathischste Hutar der Welt. Oubertzig, kühn, in den Dingen der Welt so unerfahren wie ein zehnjähriges Mädchen: hübsch, heiter, trübselig und, was hier jetzt wichtig ist, der leidenschaftlichste Kartenpieler, den ich je getroffen habe. Es war kein großer Altersunterschied zwischen uns beiden; ich spielte aber trotzdem immer ein wenig Voterrolle bei ihm. Schon aus dem Grunde, weil ich damals noch ein viel soliderer Mensch war, weiß der Himmel; ich wollte eine große militärische Karriere machen. Ist ja gleich, na. Gehen wir weiter. Der Junge spielte wie besessen und verlor immer. Er steckte bis an die Ohren in Schulden. Damals mahnte ich auch nicht mehr so sehr, daß er nicht spielen solle, denn ich dachte, einmal wird er schließlich doch gewinnen und dann kann er die Wucherer bezahlen. Aber er verlor weiter. Ich pflegte längst zu schlafen, wenn er nachts — vielmehr morgens — nach Hause kam, rot vom Sekt und vom Berkieren, und wenn ich aus dem Traum aufschrak, sah ich, wie er den Rest zerknitterter Banknoten in das Schubfach seines Nachttisches warf, die Kleider vom Leibe riß und sich hinlegte. Manchmal fragte ich ihn: „Na?“ Die Antwort war stets dieselbe: „Verloren.“ Ich bitte dich, ich war feinetwegen verzweifelt. Einmal aber kam ich auf eine Idee. Ich wünschte, ich wäre nicht darauf gekommen! Ich beschloß, ihm, wenn er so betrunken einschliefe, jedesmal ein Päckchen von den ungezählten ins Schubfach geworfenen Banknoten fortzunehmen — er suchte ja doch niemals, wieviel Geld er heimbrachte — dieses Geld allmählich für ihn zu sammeln und eines Tages, wenn es eine hübsche runde Summe geworden war, ihm das Vermögen zu übergeben, und zu erzählen, wie ich es erparrt habe. So geschah es auch. Der Junge schlief zu jener Zeit durchschnittlich zwei Stunden täglich, denn kaum war er nach Hause gekommen, mußte er morgens schon zum Dienst. Er schlief wie ein Stück Holz, im Moment, wo er sich ins Bett geworfen hatte. Dann pflegte ich immer ein paar Minuten zu warten, streckte dann aus meinem Bett die Hand nach dem zwischen beiden Betten stehenden Nachttisch aus, zog leise das Schubfach aus, und so dem Gefühl nach abwägend, wieviel es war, nahm ich eine Handvoll Scheine heraus und legte sie in mein eigenes Schubfach herüber. Das ging so wochenlang. Niemals bemerkte er, daß ein Schein fehlte. Einmal aber passierte folgende Sache: Wie gewöhnlich kommt er gegen Morgen heim und beginnt sich auszuziehen. Er wirft einen Haufen zerknitterten Geldes in das Schubfach. Ich wache auf, frage: „Na?“ Da sagt er bitter: „Gewonnen.“ Damals hatte sich bei mir schon ein ganz nettes Vermögen für ihn angeammelt. Ich weiß nicht, wie spät es sein mochte; Tatsache ist, daß es gerade zu dämmern anfing, es war ein ganz klein wenig hell im Zimmer. Er legt sich hin, schläft ein. Ich warte ab, bis er tief und regelmäßig zu atmen beginnt, und dann greife ich langsam nach seinem Schubfach. Ich schiebe das Schubfach zurück, und so, im Bett liegend, bei diesem sehr spärlichen Dämmerlicht, beginne ich zu gucken, wieviel ich eigentlich herausgegriffen habe. Wie ich so das Geld halte, bemerke ich plötzlich, daß sich der Rhythmus seines Atmens verändert. Schon da spürte ich etwas Kaltes in der Brust. Langsam wende ich den Kopf zu ihm. Da sehe ich, daß er nicht schläft. Sein Kopf liegt ruhig auf dem Kissen, aber die Augen sind weit geöffnet und sehen mich an. Mein erster Gedanke war, er sei gestorben, so starr, so unbeweglich, so sehr stumm und atemlos hatte er den Blick auf mich geheftet. Und ich sah in seine Augen. Das dauerte lange. Dann sprach ich ihn leise an. Er antwortete. Die ganze Unterhaltung bestand nur daraus: „Bist du wach?“ „Ja“, antwortete er.

Ich zündete die Lampe an, das Geld in der Hand. „Na“, sage ich zu ihm, „du sprichst gar nicht?“ — „Nein“, sagte er leise, sehr traurig. Ich bitte dich, ich setzte mich im Bett und begann nachzudenken, die Scheine in der Hand. Zu jener Zeit hatte er mich wiederholt gefragt: „Wie kommt es nur, daß du dein Geld so klug einzuteilen verstehst? Wir stecken alle bis an den Hals in Schulden, und du bist ganz schuldenfrei.“ Sollte ich jetzt anfangen, ihm zu erklären, daß ich für ihn das Geld jede Nacht aus seinem Schubfach gestohlen hatte? Jetzt weiß ich, daß jenes Zögern eine große Dummheit gewesen ist; damals aber war der Augenblick so, daß ich dir jetzt noch schwöre: wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich hätte niemals das Märchen von dem gestreichten Freunde geglaubt, der auf diese Weise dem Spieler helfen wollte. Diese Idee an sich war inoffensiv und zog ihre Strafe nach sich. Aber da war es schon zu spät. Wenn er mich wenigstens angeschrien hätte! Aber mich

quälte es, daß er mich lange beobachtete: sicherlich hatte er die ganze Schubfachgeschichte angesehen, und als sich unsere Blicke schon begegneten, da sagte auch er nichts, sondern schaute mich nur mit einer tiefen Traurigkeit an. Also, ich bitte dich, ich wandte mich ihm zu und sagte: „Nu, ich sage dir auf mein Offiziersehrenwort, daß ich jede Nacht Geld aus deinem Schubfach nahm und hier in meinem Schubfach für dich spare, damit ich dich, wenn es schon so viel geworden ist, damit überraschen kann.“ Dann öffnete ich mein Schubfach und zeigte ihm das Geld. „Großartig“, sagte er, aber sein Lächeln war nicht aufrichtig. Ich nahm den Haufen Banknoten aus meinem Schubfach und legte ihn auf seinen Nachttisch. „Da“, sagte ich, „soviel ist bis jetzt zusammengekommen.“ Er gab keine Antwort. Er lächelte. Sage nur, war da etwas zu machen? Nein. Mein Schubfach war noch offen. Ruhig griff ich hinein und nahm meinen Revolver heraus. Das war die Gelelei Nummer zwei. Aber damals konnte ich nichts anderes tun. Er stürzte sich natürlich auf mich und wand mir den Revolver aus der Hand. Das geschah gerade, als ich am unpopulärsten war, wegen des Rado. Eine Woche darauf trat ich aus der Armee aus. Du hast recht getan, daß du mich fragtest, warum ich ausgetreten bin. Dann hätte ich es vielleicht niemals erzählt. So habe ich es, wie du siehst, erzählt. So kam das, mein Junge.“

Er war müde vom Sprechen, stand auf, nahm einen großen Schluck Kognak, zündete sich eine Zigarette an und begann in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. Ich aber — vielleicht geschah es automatisch, so oft hatte ich gelesen, daß man das zu tun pflegt, wenn der Erzähler seine Erzählung beendet — kniete vor dem Ofen nieder und stopfte soviel Holzschelte hinein, wie ich nur hinein bekam.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Paul Zsolnay Wien, der Novelle: „Die Dampfäule“ von Franz Molnar in Auszug entnommen. Dieser Auszug befindet sich auch in dem Jahrbuch des Verlages für 1928).

*

Alte Liebe.

Von Johann Boas.

Ann-Dorthe wohnt in einer kleinen haufälligen Hütte, die weit hinten zwischen den Heidehügeln gut versteckt und geschützt liegt, aber diese malerische Hütte ist doch nicht besser versteckt, als daß die Sommergäste unten im Fischerdorf jedes Jahr den Weg zu ihr finden können. Ann-Dorthe versteht eigentlich gar nicht, warum die Leute immer zu ihr kommen, denn sie spricht selten mit ihnen und geschieht das wirklich mal, dann dauert die Unterhaltung meistens nicht sehr lange und ist von Ann-Dorthe's Seite meist recht einseitig.

Immer trägt sie dasselbe Kleid, seit Jahren immer dasselbe. Dieses Kleid ist wegen seines bunten Aussehens höchst sonderbar, es besteht aus lauter Flecken, die sie selbst zusammengekehrt hat, wie einen Teppich. Es gibt aber Leute, die in Ann-Dorthe's Schrank die herrlichsten Kleider aus Wolle und Seide gesehen haben wollen. Gleichfalls ist es kein Geheimnis, daß Ann-Dorthe viel Geld hat — und seine Erben — daher erklärt sich vielleicht ein Teil des Interesses.

An ihrem Alter gemessen ist ihre Geschichte lang, aber sie ist schnell erzählt.

Ann-Dorthe's Vater besaß den größten Hof der Gegend und nur die eine Tochter. Ihr Kamerad aus Kindertagen hieß Jörgen Kristian und war der Sohn eines Fischers, der im übrigen später erkrankt, als der Junge sich im Konfirmationsalter befand. Bald darauf ging Jörgen Kristian zur See, schlug sich mehrere Jahre auf Schiffen durch die Welt, sparte Geld und machte sein Steuermannsexamen. Darauf kam er heim zu seiner alten Mutter, die noch im Fischerdorf lebte.

Ann-Dorthe und Jörgen Kristian trafen sich wieder. Die Freundschaft der Kindertage reifte zur Liebe heran, zu einer Liebe, die den Eltern Ann-Dorthe's nicht lange geheim blieb. Ihr Vater war ein Mann vom alten Schrot und Korn, der keinen anderen Willen duldete, als den seinen. Gewiß, Jörgen Kristian war ein ansässiger, netter und tüchtiger junger Mann, aber sein Sparkastenbuch war nicht so umfangreich wie Ann-Dorthe's Vater sich das wünschen mochte. Eines Tages ließ er Jörgen Kristian zu sich kommen, um mit ihm zu sprechen. Die Unterredung dauerte nicht sehr lange und tags darauf reiste Jörgen Kristian nach Amerika. Ann-Dorthe wurde später mit dem Sohn des Nachbarhofes verheiratet und beide Höfe wurden vereint.

Jörgen Kristian verheiratete sich schließlich auch und wurde Kapitän. Jedes Jahr, es pflegte um die Weihnachtszeit zu sein, schrieb

Jörgen Kristian an Ann-Dorthe und genau so regelmäßig schrieb sie ihm wieder.

Jörgen Kristians Frau war längst gestorben und im selben Jahre als Ann-Dorthe siebzig Jahr alt wurde, starb ihr Mann.

Eines Tages packte das Heimweh den guten Jörgen Kristian doch zu gewaltig. Er schrieb ihr, die er liebte, daß er gern heimkehren möchte, — man hätte das ja schon früher erlebt, daß alte Leute sich verheiratet hätten, und darüber, daß er ihr das Alter schön gestalten wolle, könne sie ja nicht in Zweifel sein.

Sie antwortete darauf, daß er ja gern kommen könne, aber er dürfe nicht vergessen, daß sie ja nicht mehr dieselbe sei wie damals, — in jungen Tagen. Das dürfe er wirklich nicht vergessen. —

An einem hellen Sommertage glitt das Amerikaschiff in den blauen Sund.

Jörgen Kristian fühlte sich wieder ganz jung. Ihm war, als solle er ein verfehltes Leben noch einmal leben. Sie hatte ihm versprochen, ihn in Kopenhagen zu erwarten. Als der Dampfer sich anschickte anzulegen, stand er an Deck und spähte nach ihr aus. Es war nicht so leicht, Ann-Dorthe zu erkennen, zwischen dem buntbewegten Menschenmüel am Kai.

Die Landgangsbrücke war mit Gepolter herabgegangen und Jörgen Kristian nahm sein Handgepäck und ging an Land — aber — gerade als sein Fuß die Heimaterde berührte, sank er um — tot — ein Herzschlag hatte ihn getroffen. Der Erregung und Spannung, die Freude, wieder daheim zu sein, Ann-Dorthe in die Arme zu schließen, hatte ihn vollkommen überwältigt. —

In einem schönen weißen Sarg kam Jörgen Kristian heim zu Ann-Dorthe. Aus den spärlichen Blumen ihres Garten band sie ein Kreuz und legte es auf seinen Sarg.

„So kamst du doch heim zu mir, Jörgen Kristian, wenn auch nicht auf die Art, wie du und ich gedacht hatten, aber es ist wohl am besten so.“

Ann-Dorthe besorgte die Beerdigung. Viele gingen nicht mit, denn fast alle, die ihn gekannt hatten, waren tot.

Aber auf seinem Grab auf dem kleinen Fischerkirchhof ließ Ann-Dorthe ein großes weißes Marmorkreuz ihm zu Ehren errichten. Unter seinen Namen ließ sie die Worte setzen:

„Amantia vincit omnia.“

Das hatte sie einmal in einem Buch gelesen und das sollte bedeuten, daß Liebe über alles siege. —

Mehrere Male in der Woche kann man regelmäßig eine kleine, alte, vornübergebeugte Frau sehen, die gemächlich des Wegs schreitet, der von den roten Heidehügeln zum Fischerdorfe führt. Man sieht dann das merkwürdige, buntschattige Filzkleid hinter der Eisenür des Friedhofes verschwinden. Sie steuert auf das Grab mit dem weißen Marmorkreuz zu, steht einen Augenblick still und kreuzt einige Blumen aufs Grab, murmelt einige Worte und wandert wieder heimwärts hinter die Heidehügel.

Jörgen Kristians Grab ist die einzige Gesellschaft, die Ann-Dorthe während vieler Jahre gesucht hat.

*

Die Liebesnacht am Amazonasstrom.

Ein junger Forschungsreisender, Dr. William Montgomery Mc Govern, ist kürzlich von seiner Reise durch die wilden Gebiete am Oberen Amazonasstrom zurückgekehrt und weiß von seinen Erlebnissen natürlich hochinteressante Einzelheiten zu erzählen. Was die Frauen betrifft, denen er bei seiner Expedition begegnete, so waren es in der Hauptsache Indianerinnen, scheue, schwarzhaarige Geschöpfe.

In seinem Buch „Dschungelwege und Inkarüinen“ erzählt er von einer schönen, jungen Indianerin, in die er sich verliebte. Er sah sie eines Abends bei Mondschein zum ersten Mal und war sofort von ihrer Schönheit tief ergriffen. Er beschloß, sich ihr zu nähern. Doch da er wußte, wie unsagbar scheu diese Mädchen sind, mußte er sein Verhalten darauf einrichten, sie nicht zu vertreiben. Er spielte also den Gleichgültigen, der sie nicht beachtete und vertiefte sich vielmehr in ein Gespräch mit den Eingeborenen. Sie lehnte an einem Baum und hörte zu. Ihre Haltung war so anmutsvoll, wie es nur bei einer sechzehnjährigen, bildschönen Indianerin zu finden ist. Mc Govern fragte die Eingeborenen, wie gewisse Worte in der Sponaa-Sprache klingen würden. Sie verstand seine Fragen und erbot sich mit kindlichem Eifer, ihn zu belehren. Seine List war gelungen. Sie saßen nun Stunde für Stunde in dem tropischen Zwielicht unter einer Palme, während sie ihn die Worte ihrer Sprache lehrte und bisweilen sein Gesicht berührte, um ihm Mund, Nase, Augen zu zeigen. Ungähliche Sterne standen am Himmel.

Stillsch fragte sie ihn, wie die großen weißen Häuptlinge seines Landes die verschiedenen Sternbilder nennen. Wie sollte das Mc Govern wissen, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die Erde zu erforschen! Aber er ließ sich nicht einschüchtern. Für den Forschungsreisenden ist das oberste Erfordernis Selbstegegenwart: er bewies sie auch hier! Ohne Zögern gab er den Sternbildern Namen, wie sie ihm gerade einfielen, poetische herrliche Namen, die den Ohren des kleinen Indianermädchens wie wohlklingende Musik klangen. Auch sonst erzählte er ihr mancherlei von den Bräuchen seiner Heimat, zum Beispiel, daß die kleinen Kinder gleich bei der Geburt mit Namen getauft werden, die sie dann für den Rest ihres Lebens tragen. Das braune Kind war entzückt, und er mußte alle Säuglinge ihres Dorfes taufen. Wenn ein weißer Mann ihnen einen Namen gab, würden sie gegen Krankheit und Tod geschützt sein. Da wählte Mc Govern denn unter den großen Namen aller Zelten und taufte die Indianerinder: Plate, Diogenes, Ceropantos. Klingend mußten die Namen sein und eigenartig und fremd, — den größten Beifall fand er, als er eines der Babys eines Tages Anonymus nannte.

Das braune Mädchen aber wurde nicht müde, den Erzählungen von den fremden Ländern zuzuhören und hatte nur die eine Sehnsucht, das Land der weißen Männer zu sehen. Sie hatte ihr ganzes Leben in Dschungel gelebt, sie war ein Geschöpf des Waldes.

Mc Govern gewann sie lieb. Er begann eine Dschungelhochzeit zu planen, er sah sein künftiges Leben vor sich als eine einzige lange, Jagdexpedition, bei der sie ihm Führer und Gefährtin war. Er wollte sich von dem alten Leben trennen: hinfort würde der Wald seine Heimat sein. Er beschloß, ihr das alles an dem Abend zu sagen, wenn seine Leute zum Aufbruch rüsteten. Er wußte, daß sie ihn liebte und sah vor Augen, wie seine Leute ohne ihn aufbrachen. Aber als er dem kleinen Indianermädchen von seinen Absichten sprechen wollte, zögerte er. Ihr kindlicher Liebreiz brachte ihn in die Welt der Wirklichkeit zurück. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß es grausam sein würde, sie zu heiraten. Das wäre, als wolle man einen wilden Vogel in einen Käfig sperren. Dieses hier war ihre Welt, er aber gehörte der Welt der weißen Männer an und mußte dorthin zurückkehren. Er hatte Arbeit zu leisten. Was er zu sagen beabsichtigt hatte, wurde nicht ausgesprochen. Er schenkte ihr eine Photographie, gab ihr einen Kuß und fuhr mit den Booten davon.

Die Ehegeschichte unter den Indianern am Amazonasstrom geht unter allerlei sonderbaren Gebräuchen vor sich. Der Freier bringt den Eltern der Braut Geschenke. Dann veranstaltet der Stamm der Braut ein großes Fest, bei dem der Schwiegervater das Mädchen dem Bräutigam feierlich übergibt. Doch darauf wird ein Raub in Szene gesetzt. Das Mädchen geht an den Fluß, wo die Kähne liegen. Hier ergreift der junge Mann sie, springt in ein Kanoe und paddelt mit ihr davon. Die Eltern der Braut stürzen hinterher an den Fluß und jammern und flagen über den Verlust ihrer Tochter, obwohl sie in der Tat sehr glücklich sind, das Mädchen unter die Haube gebracht zu haben.

Scheidung gibt es nicht. Wenn aber die Frau nicht bei dem Manne bleiben mag, so kehrt sie zu ihrer Familie zurück, und die allgemeine Meinung nimmt für sie Partei, da der Mann ja sehr böse sein muß, wenn seine Frau gezwungen wird, ihn zu verlassen. Weniger leicht hat es der Mann, der seine Frau wieder los sein möchte. Er kann sie freilich jeden Augenblick zum Hause hinausjagen, aber damit beleidigt er nicht nur die Frau, sondern auch ihren Stamm und muß sich darauf gefaßt machen, daß es zum Krieg zwischen den beiden Stämmen kommt. Nur wenn sehr gewichtige Gründe für die Verstoßung der Frau vorhanden sind, wird dem Mann sein Verhalten verziehen. Für die Frauen ist also der Amazonasstrom ein wahres „Eldorado“.

Ernst Heide.

*

Sonderlinge unter Millionären.

Es läßt sich nicht leugnen, weitaus die meisten Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft setzen ihr Leben daran, eine Million — oder doch wenigstens einen winzig kleinen Teil davon — zu erlangen. Das Wort Millionär übt auf sie einen unentrinnbaren und unbeschreiblichen Zauber aus. Millionär sein, das heißt, im eignen Auto sitzen, während andere Leute sich in schlechtgeheizten Straßenbahnen puffen und drängen lassen müssen, das heißt, sich die besten Kleidungsstücke und Pelze kaufen, indes die armen Schlucker ihre Röcke dreimal wenden lassen — das heißt, die feinsten Delikatessen auf dem Tisch haben, indes andere sich nur die Nase an kalten Fensterheben dreidrücken. Millionär sein heißt noch vieles andere, jedenfalls ist es die große Mauer, die einige Schötkinder Frau Fortunatas von der großen Masse trennt.

Und dennoch, so wenig glaublich es klingt, es gab Männer, die jenseits dieser Mauer standen und aus eigenen, freien Stücken sie niederrissen und sich unter die Masse der Unbevorzugten mischten. Und dennoch ist auch die Zahl dieser Männer ganz erheblich.

Vor vielen Jahren verzichtete ein Mitglied der Familie Vanderbilt, John Vanderbilt mit Namen, auf seine vielen Millionen, obwohl die Vanderbilts ja zu den reichsten Familien der Welt gehören, baute sich ein Blockhaus hoch in den Bergen von Pennsylvania und lebte hier abseits der Welt. Er besorgte sich selber seinen Haushalt, kochte sich sein Essen, wäscht sich seine Wäsche im Fluß, baut Gemüse, backt sich selber sein Brot und beschafft sich seine Fleischnahrung durch Jagd und Fischfang. Er hat Rousseaus Lehre: Zurück zur Natur! beherzigt und fühlt sich glücklich in seinem selbstgewählten Einsiedlerdasein, obwohl er in der lauten Welt ein Millionär hätte sein können.

Die gleichen Neigungen zum einfachen Leben des Naturmenschen veranlaßten auch Charles Moor, den Sohn eines Millionärs aus Torrington, auf sein reiches Erbe zu verzichten. Vor dreißig Jahren wandte er der Gesellschaft den Rücken, um fortan in einer kleinen mit eigener Hand erbauten Hütte auf einer Felseninsel zu wohnen, Niemand besucht jemals diesen Menschenfeind, und er selber entfernt sich ebenfalls nie von seiner Insel, abgesehen davon, daß er im Boot eine kleine Strecke hinausfährt, um seine Neze zu legen. Auch von einem Kuffen namens Sofobonnikoff wird das gleiche Lebensschicksal berichtet. Obwohl er Multimillionär war, lebte er in einem bescheidenem Häuschen, und es wird von ihm erzählt, daß er seinen Anzug zwanzig Jahre lang trug und ihn so lange stüden ließ, bis tatsächlich nichts mehr von dem ursprünglichen Stoff übrig blieb. Auch im kältesten Winter heizte er seine Stube nicht, und um Licht zu sparen, sah er im Dunkeln. Ein ähnlich entkagungsreiches Leben führte in London der Baron Henry Delves Broughton, obwohl er über ein Einkommen von 600 000 M jährlich aus Zinsen verfügte. Er überschritt die Schwelle seiner Einsiedelei nie und vertrieb sich die Zeit damit, die Wände seiner Stube mit Bildern aus illustrierten Zeitschriften zu tapezieren. Es ist natürlich außer Frage, daß es sich hier um Berrücktheiten decadenter Mitglieder überzüchteter Familien handelt.

In der Reihe dieser seltsamen Gestalten verdient noch ein Franzose erwähnt zu werden, nämlich der Pariser Millionär Paul Colasson, der bis zur Mitte seines Lebens in der Pariser Gesellschaft eine hervorragende Rolle gespielt hatte und überall wegen seiner Eleganz und seiner vornehmen Lebensführung berühmt war. Da traf ihn mitten in der Freude an seinem schönen Leben — ein entsetzlicher Schlag. Er stand allein im Leben und hing mit ganzer Liebe an seinem jungen Neffen. Dieser Neffe kam bei einem Mastenball, bei dem Feuer ausbrach, in den Flammen um. Sein Anteil war tief getroffen, denn ihm hatte er sein ganzes Vermögen zugedacht. Lebt da ihm der Erbe genommen war, hatte das Geld auch für ihn keinen Wert mehr. Er schloß sich in einem Zimmer seines Hauses ein und lebte ausschließlich von Eiern und Brot, das eine alte Dienerin ihm brachte, die einzige, die Zutritt zu ihm hatte. In dieser Einsiedelei lebte er noch siebenundzwanzig Jahre lang, ohne sich jemals wieder seinen großen Reichtum zunutze zu machen.

Gerade in unserer Zeit aber mehrten sich die Fälle, in denen Söhne und Töchter auf das von den Vätern erworbene Vermögen verzichteten, weil sie selber in der Gruppe der Arbeitenden stehen wollten. Welche Gefühle diese Männer und Frauen bei ihrem Verzicht leiten, erfährt man aus den Worten eines jungen englischen Millionärs, dem von seinem Vater, einem Finanzmann, ein Vermögen von einer viertel Million Pfund — das sind nach unserem Gelde 5 Millionen Mark — hinterlassen wurde. Der junge Mann sagte: „Ich habe nichts getan, dieses Vermögen zu verdienen, und es war mir keine Gelegenheit gegeben, zu entscheiden, ob ich es brauchte. Es ist mehr als ein Mensch braucht. Ein Mensch ist aber nur berechtigt, mehr zu haben als ein anderer, wenn er mehr braucht.“ Er zieht das arbeitame Leben des Landmannes dem Luxusleben des reichen Erben vor. Männer, die ihrer eigenen Arbeit so hohe Ehre antun, haben sicherlich zu erwarten, daß innere Zufriedenheit ihnen ihren tapferen Entschluß lohnt.

Daß es sich bei all diesen Sonderlingen nur um äußerst seltene Spezies einer keineswegs sentimental oder moralisch wertvollen Kapitalistenklasse handelt, ist selbstverständlich.

* Fliegeranekdoten.

Auf dem Flugplatz in Köln. Ein vergnügt aussehender Herr sagt: „Das hätte ich mir als kleiner Junge nicht träumen lassen, daß ich als Mann noch einmal mit so viel Freuden einen Drachen steigen lassen werde.“

„Wie so Drachen steigen?“

„Na, Menschenkind, begreiffst Du denn nicht? Die Dame, die mir eben aus dem nach Hamburg abgegangenen Flugzeug Lebewohl zuwinkte, ist doch meine Schwiegermutter.“

Auf dem Flugplatz zu Cronodon. Eine junge Frau verabshiedet sich von ihrem Gatten, dem schneidigen Piloten, der das Flugzeug nach Kairo bringen soll. „Achtung, Abfahrt!“ — Da ruft die Gattin: „Und was ich noch sagen wollte, Harry — wenn Du doch gerade in Kairo bist, flieg mal rasch nach Ceylon hinüber und bring' mir ein Viertelpfund Tee mit!“

Auf einer staatlichen Fliegerschule. Der Herr Professor steht inmitten seiner Schüler auf dem Flugplatz und erklärt ihnen die Theorie des Fliegens. Er gerät sehr in Eifer dabei und als von ungefahr ein Rabe geflogen kommt, boziert der Herr Professor mit Würde:

„Sehen Sie zum Beispiel dort oben den Raben. Also der fliegt vollkommen falsch!“

Eine Wiener Zeitung brachte kürzlich über einen beabsichtigten Ozeanflug eine Notiz, in der es hieß:

„Neben ausreichendem Brennstoff wird auch ein Passagier, und zwar eine Dame mitgenommen. Sie ist ausgerüstet mit drei Junkers L, fünf Motoren zu je 350 PS., sowie mit Senbe- u. Empfangsstation.“ — Ein Wigbold, als er von dieser sonderbaren Dame 'as, hat behauptet, die Empfangsstation befände sich auf den Lippen dieses merkwürdigen Wesens.

Humor

Das Zauberwort.



„Nur mit einem Wort habe ich meine Frau verlehrt und nun spricht sie seit zwei Wochen nicht mit mir.“

„Ach, könntest Du mir dieses Zauberwort verraten.“

*

Die Probe zum Postfiker. Ein alter Holländer, der erforschen wollte, in welcher Richtung die Anlagen seines Sohnes lägen, stellte eines Tages auf den Tisch des Sohnes eine Flasche Whisky und legte eine Bibel sowie eine Banknote daneben, worauf er sich auf die Lauer legte, um zu sehen, wie die Probe ausfallen würde. „Wenn er die Bibel wählt“, sagte sich der Alte, „so steht sein Sinn nach dem Buch und dann wird er vielleicht Priester. Wenn er die Banknote vorzieht, so ist es der Kaufmann in ihm, der sich geltend macht. Und wenn er sich zuerst für die Flasche interessiert, ja, dann endet er vielleicht als Säufer.“ Gleich darauf kam der Sohn pfeifen herein. Er sah etwas verwundert auf die Bescherung auf dem Tisch, aber dann bedachte er sich nicht lange, sondern steckte die Bibel unter den Arm, stopfte die Note in die Tasche und nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, worauf er seines Weges ging. „Haha!“ lachte der Alte und rief sich vergnügt die Hände. „Der Junge wird weder Geistlicher noch Kaufmann, er wird als großer Postfiker enden!“

Wie lang eine Rede sein darf. Die Parlamentsreform spült schon lange in den Köpfen mancher führenden Reichstagsabgeordneten. Eines Tages unterhält man sich in den Wandelgängen wieder einmal über dieses wichtige Problem. Dabei spielt die Frage eine große Rolle, wie man die langen Reden im Reichstag überflüssig machen könnte, um die Debatten interessanter und lebendiger zu gestalten. Ein Abgeordneter wendet sich an den Reichstagspräsidenten Paul Löbe, er möchte sich doch einmal darüber äußern. Löbe antwortet in der ihm eigenen verbindlichen Art: „Herr Kollege, ich meine, eine gute Rede müßte sein wie das Kleid einer Dame; lang genug, um alles erschöpfend zu bedenken, aber auch kurz genug, um noch interessant zu sein.“

Der Volksfreund

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode.

Abendblatt halbwöchentlich 1 Mark einschließlich Bringerlohn, bei Selbstabholung 50 Pfennig. Erscheinungstagen wöchentlich sechs Mal und zwar mittwöchlich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, nach unfernen Orten und Agenturen entgegengenommen. Redaktion: Wernigerode, Dombach 48. Fernruf 2314. Verlag: Halberstädter Tageblatt, Paul Weber, G. m. & H. B. Bernauerhof. Für Inhalt u. Wirklichkeit der Wernigerode, für den übrigen Teil Richard Matthes, für Wernigerode u. Jüterbog Karl Trefz, sämtl. in Halberstadt.

Anzeigenpreis die achtspaltige Kolonnenzeile oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt- und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Kolonnenzeile 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Abgesehen ist bei der Zahlung beizulegende letzte Mark. Jede Mitteilung von Anzeigen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Dombach 48 (Fernruf Nr. 2314), Buchdruckerei Wernigerode 4626 und Selbstverlag Wernigerode, Dombach 9.

Nr. 120.

Donnerstag, 24. Mai 1928.

3. Jahrgang.

Der neue Reichstag.

Voraussichtlich 153 Sozialdemokraten.

Die vorläufigen amtlichen Ergebnisse der Reichs- und Landtagswahlen liegen jetzt aus allen Wahlkreisen vor. Das bisher bekannt gewordene amtliche Ergebnis war insofern unvollständig, als z. B. in dem Ergebnis von Potsdam I die Stimmenzahl von Berlin-Reinickendorf fehlte. Sie liegen jetzt vor, so daß sich das Parteienverhältnis im Wahlkreis Potsdam I wie folgt darstellt:

Sozialdemokraten: 341 314 (275 496), Deutschnationale 224 135 (284 814), Zentrum 21 367 (22 853), Deutsche Volkspartei 64 782 (71 100), Kommunisten 183 068 (109 857), Demokraten 50 489 (56 847), Freie Kommunisten 8 811 (—), Reichspartei für die Mittel- und Ostprovinzen 49 716 (43 823), Nationalsozialisten 16 283 (25 751), Christlich-Nationaler Block 15 447 (—).

Die Sozialdemokratie erhält auf Grund dieses ergänzten Ergebnisses im Wahlkreis Potsdam I noch ein sechstes Mandat, das dem Redakteur der „Brandenburger Zeitung“ Fritz Eickert zufällt. Von der Reichswahlliste der SPD gehen dagegen bisher nur neun Kandidaten als gewählt. Für das 10. Mandat, für das im Gesamtallfall der Führer des Allgemeinen Deutschen Arbeiterbundes Falkenberg in Frage kommt, fehlen nicht ganz 2000 Stimmen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich diese Stimmen bei der endgültigen Zählung durch Korrekturen der vorläufigen Mitteilung ergeben, so daß die Sozialdemokratie fast 112 insgesamt 153 Sitze für den Reichstag erhalten würde.

Unter den bei den vürgerlichen Parteien durchgeführten Reichstagsanfragen befinden sich eine ganze Reihe, die auf diese oder jene Zeit unrichtig bekannt geworden sind. So der bisherige deputationale Abgeordnete Kippel, ein Stützpunkt und begehrteter Anhänger des Schund- und Schmutzgefäßes, der sozialistische Schwärmer Rudolph und der Vertreter der Zentrumsfundamente Hejunc-Bung. Auch der bisherige deputationale Abgeordnete Fiedler u. Stauffenberg, der in der Vergangenheit als Reichstagsmitglied die Reichstagsarbeit in der Reichstagsverwaltung geleitet hat, ist nicht wieder. Von Zentrum sind mehrere, ausgesprochen sozial- und linksorientierte Abgeordnete durchgefallen. Die rechtsstehenden Mitglieder der alten Zentrumskolonnen kehren dagegen reiflos wieder. Durchgefallen ist u. a. auch der „Fürstentum“ Schulze-Breslau. Von der preussischen Landtagsaktion des Zentrums kehrt der Besitzer der „Germania“, der Abgeordnete v. Papp, ein Westpreußer im Zentrum nicht wieder. Vom Zentrum ist u. a. auch der Geschäftsführer des Reichspostvereins der deutschen Blinden, Wände, Dr. Kone, nicht wieder gewählt worden. Da im übrigen bei der Wahl gemaltige Abgeordnete Wertschäfer nicht dem Zentrum, sondern der Bayerischen Volkspartei zuzugählen ist, ermöglicht sich die Zahl der Zentrumsmandate im neuen Reichstag auf 61, während sich die Zahl der Bayerischen Volksparteier auf 16 auf 17 erhöht.

Von den Demokraten hat u. a. der Abgeordnete Heub, ein begehrteter Freund des Schund- und Schmutzgefäßes, sein Mandat eingebüßt. Im Dezember 1924 zogen 45 Kommunisten in den Reichstag ein. Von ihnen sind nur 22 wiedergewählt. 32 sind nicht gewählt, darunter nur zwei bekannte Personen. Ried und Paul Fröhlich, 15 Mitglieder der kommunistischen Fraktion, unter ihnen Rosenberg, Schölen, Rüb, Fischer, Urbahn, Korff, Rath, waren teils ausgeschieden, teils ausgeschlossen worden. Nicht nur sie kehren nicht wieder, auch acht andere, die bis zuletzt als Mitglieder der offiziellen Fraktion gezeichnet, sind verschwunden, so Creutzberg, Redermeyer und Kolonbaum.

Der Reichspräsident hat die Initiative.

Das Zentrum wartet ab.

Der offizielle Pressedirektor der Zentrumspartei legt zu dem Ergebnis der Wahlen: „Das Zentrum kann warten und überläßt die Initiative für alles weitere denen, die dazu auf Grund des Wahlergebnisses die Verpflichtung haben. Wenn man es braucht, ist das Zentrum bereit, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß man ihm nichts zuzumutet, was mit seinen unversöhnlichen Grundfragen unvereinbar wäre.“ Die Verpflichtung zur Initiative hat zunächst nicht die Sozialdemokratie, sondern der Reichspräsident. Berlin, 23. Mai. (Eig. Funkm.) Die Germania stellt heute fest, daß alle bisher verbreiteten Nachrichten über Beratungen des alten Vorstandes der Zentrumspartei zur politischen Lage völlig aus der Luft gegriffen sind. Ebenso seien bisher weder der Reichsparteivorstand noch der Parteiausflug des Zentrums einberufen worden.

Die Volkspartei erkennt.

Das offizielle Organ der Deutschen Volkspartei, die „Nationalliberale Korrespondenz“, schreibt zu dem Ausfall der Reichs- und Landtagswahlen:

„Wir sind heute endlich jene Unbelebten, die immer noch von einem Frontalangriff gegen die Sozialdemokratie einen Erfolg für das Bürgertum erhoffen. Der Ausfall der diesjährigen Wahlen mußte sie ein für allemal über den Irrtum ihrer grundsätzlichen falschen politischen Taktik aufklären.“ „Schlagt als „Unbelebte!“ Immerhin eine Cho-

Berlins Wahl.

Das endgültige Ergebnis der Reichstagswahlen in der Reichshauptstadt weist für die Sozialdemokratie 815 029 Stimmen gegen 697 281 Stimmen im Mai 1924 auf. Die insgesamt abgegebenen 2 478 775 Stimmen (2 289 758) verteilen sich auf die anderen Parteien wie folgt:

Kommunisten	611 190	(375 088)
Deutschnationale	440 216	(549 266)
Demokraten	140 229	(249 983)
Volkspartei	159 747	(149 810)
Zentrum	82 131	(90 657)
Christlichsozialer Block	65 655	(78 881)
Nationalsozialisten	39 028	(46 371)
Wahllose	21 593	(—)
Freie Kommunisten	8 089	(—)
Volkspartei	7 490	(—)
U. S. P.	3 527	(14 036)
M. P. S.	2 449	(—)

Die Abstimmung zum preussischen Landtag führte, von unvollständigen Einzelheiten abgesehen, zu dem gleichen Verhältnis der Parteien in Berlin. Auch hier konnte die Sozialdemokratie allein mehr als ein Drittel aller in Berlin abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen.

Die Landtagsabgeordneten des Wahlkreises Magdeburg.

Nach dem nunmehr festgestellten Resultat sind gewählt worden von der sozialdemokratischen Partei 7 Abgeordnete:

Wanno Holtmann-Halberstadt, Julius Koch-Magdeburg, Ernst Brandenburg-Magdeburg, Ernst Wittmann-Magdeburg, Hermann Kaffen-Schönebeck, Karl Hum-Wiederitzsch, Karl Müller-Siebold.

Deutschnationale Volkspartei 2 Abgeordnete: Reinhard Schulze-Stapen und Konrad Meyer.

Deutsche Volkspartei 2 Abgeordnete: Hans von Cohnen und Max Schwieger.

Kommunistische Partei 1 Abgeordneter: Ernst Grube.

Demokratische Partei 1 Abgeordneter: Dr. Theodor Bohner.

Christlichsozialer Block 1 Abgeordneter: Wilhelm Francois.



glg über dem Stand des Jahres, der noch über ein unter die durchgehenden Konjunktur beeinflusst war. Wir stellen das fest, um eine Gegenüberbildung hinsichtlich der Lageverhältnisse bei der Reichstagswahl rechtzeitig entgegenzusetzen zu können.

Wahlen in aller Welt.

Wahlzeiten sind interessante Zeiten. Doppelt interessant für den „Volksfreund“ und das „Volk“ wiederum weil. Wenn der Tanz um den Herrn Wähler, um Seine Majestät „Die Stimme“, beginnt, fallen die Schiefer. Alle Nationalitätsgrenzen und Parteigrenzen werden fließend und wie in bengalischer Beleuchtung vorgeführt; alle Schiffe und Ästern aller Weltanschauungen und Konfessionen (nicht nur religiöser Artung) beginnen zu spielen und zu schäkern; wie man so schön sagt: die Wahlzeit beginnt zu tochen, die gute, alte, ehrliche Wahlzeit — und um sie herum tut sich das Theater der ewigen Wahlmittlungszeiten und Stimmung-Regulierer, das alte, mehrfache Spiel der Leute vom Hochkapitalismus, Militarismus und Imperialismus, des großen, rücksichtslos raffinierten, wenn auch nicht organisierten, so doch wie Ketten zusammenhaltenden internationalen Geheimpliers gegen das international organisierte wertvolle Volk.

Was in aller Welt geschieht.

— In die Wahlzeit des Kapitalismus, des internationalen Rückgerichts. Am härtesten wirkt er sich natürlich in den „Staaten“, in der Hochburg der rücksichtslossten Geldmacht „U. S. A.“, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Hier, wo der Volkswirtschaftsdruck zu Hause ist und künstlich von den Kapital- und Industriefabrikanten unter Aufwendung riesiger Propagandaaufwendungen großgedrückt wird, wie schon der selbst nur liberal (geschweige denn: radikal) angehauchte Gewerkschafts-Organisierer wie ein rotes Tuch, ein Organistischer, ein „Bobby“, wirkt schon in normalen Zeiten drüber so, als ob er ein gewaltiges Ungeheuer und einen Hebel verfahren. Kein Wunder also, daß in Wahlzeiten drüber mit allen Schmutzmitteln ein wilder Kampf einleitet gegen die „S. P. A.“ (Socialist Party of America) und gegen die gewerkschaftlich-unionistische „I. W. U.“ (Industrial Workers of the World) und den allgemeinen Amerikanischen Gewerkschaftsbund, die „A. F. L.“ (American Federation of Labor). Auch hier zeigt sich dann das Merkmal, daß Kapitalismus und Kommunismus sich finden, um den gemeinschaftlichen Hauptfeind, den sozialistischen Organistischer, zu treffen. Der Kapitalismus produziert, der Sozialismus arbeitet mit den bewerkstelligten Mitteln. Das Endergebnis ist das Wahlergebnis über die schließliche Niederlage der Sozialisten, von denen in alles Hebel ausgeht. Ein ähnlich scharf, aber schließlich anständiger Auslegung wird der Kampf in England geführt — nämlich, geschäftlich abkalkulierend mit politischer Intelligenz berechnet. Selbstverständlich ist der Kampf in Frankreich — doch äußert sich die Leidenschaft mehr im Parteifischen als in Wahlzeiten. Der französische Wähler ist immer auch in den Momenten höchster Rage liebeswürdig. Wenn er (wie kürzlich gesehen) dabei oberflächlich, so muß das schon als anormale Einseitigkeit registriert werden. In den schließlichen Zeichen steht natürlich der Wahlkampf in den Diktaturländern, kommt man hier überhaupt von „Wahlkampf“ sprechen darf. Hier gibt es eigentlich nur Wahlkampf, Erziehung und Propagandierung, die von der Polizei geleitet, durchgeführt wird. Dem wertvollsten sozialistisch empfindenden Volk bleibt hier nichts übrig als die „Wahl“ zu sabotieren, die Faust vorläufig in der Tasche zu halten und — zu warten. Schon dafür wird das ohnmächtig duldende Proletariat in ungläubiger Weise „gestraft“, foliantiert, wenn nicht sogar brutalisiert.

Die Wahlen in — in den U. S. A.

Für den Durchschnittsamerikaner ist der Wahlkampf eigentlich nichts anderes als ein politischer Kampf. Politisch interessiert er ihn wenig; er fast ihn sportmäßig auf, er organisiert ihn sportmäßig, er managt ihn, typisch selbstmännlich, großzügig wie jeden anderen Markt, selbst bis zum Totalverlust der unermesslichen Wahlkampfkosten. Schiedung und Korruption ist dabei nicht ungewöhnlich; sie wird erst zur Sensation, wenn der Schiedungspreis eine Rekordsumme ist, eine Dollarsumme, die ein bekannter Indulgentmagat oder ein — mit dem Del (über Kaufmann ist es nicht demselben) verführerischer Staatsfiskus oder Senator gibt. Bekanntheit und langst überholt sind, wenn sie demeritieren werden, gepackte Wahlen-Bezirke am Broadway, Film, Flugzeuge, Extrazüge, Autos usw., das alles bestimmt das äußere Bild. Die Wahlrechner sind „Stars“, politische Tendenz, die von teurer Gedanken geplagt sind und den Rummel eben machen. Die Wahlzeit extrazugige in den sensationellsten Staaten, zu den Farmern und den „Prärie-Städten“ sind eben Sensationen, feines Theater. Der Zug führt auf jeder kleinen Station, vom Platzen des Ausfallszugens spricht der sehr ehrenwerte Senator große Teile von George Washington, von Lincoln, Spaul, Old, Americas George Washington, die Welt gesehen wird, Tannen, Brauereien, an dem die Welt gesehen wird, Tannen, Brauereien und gibt zum Schluss allen Spote-hans einen kräftigen martini Handdruck und fährt weiter zur nächsten Station. Nur in den großen Städten kann der Sozialist da wirken — in den Industriezentren, im Soal, im Baumwollgebiet, in Chicago, St. Louis, hoboten usw. Da ist sein Arbeitsfeld, wo er dem Bluff seine Ehrlichkeit gegenüberstellt. Bekämpf von Kapitalismus, der — großzügig amerikanisch — Bomben sprängen läßt und in tolle Extreme verfallt, ist die Arbeit der Gewerkschaften. Die öffentliche Meinung sind hier die großen Wähler mit Millionen-Auflagen, die Wahlrechner, die privat sind, der Film, der typisch ist das Seitenwejen, das zum Kapitalismus hält. Kein